

Die Zelle West

Nr. 42

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1910

Erweckt.

Roman von H. Ger.

(Fortsetzung.)

Die Liese bleibt, nachdem sie sich überzeugt, daß sich ihr Junges noch in guter Luft befindet, ruhig vor Helmut stehen, als ob sie noch etwas erwarte.

„Witte! Witte! tun Sie ihr den Gefallen!“ sagt die Frau Oberförster. „Die Sache ist ja zu spahig.“

„Soll ich die Geige holen?“ fragt die Frau Kantor. „Wenn

Du so gut sein willst, Lieb Mütterlein,

dann meinetwegen. Aber die Erbgeige.“ Frau Kantor kommt bald mit einem Geigenkasten zurück, dem man auf den ersten Blick ein hohes Alter ansieht. Helmut entnimmt dem Kasten behutsam, wie wenn es sich um ein großes Wertobjekt handelt, eine Geige nebst Bogen, und macht einige Probezüge. Kaum, daß der erste Laut erklingt, setzt sich die Liese nieder und legt ihren Kopf auf die Knie Helmuts, der noch einen Augenblick zu überlegen scheint, was er wohl

spielen sollte. Dann setzt er den Bogen an und aus den Saiten strömt es wie klagende Trauer und tiefe, schmerzliche Resignation. Nur allmählich mischt sich in die wunderbar ergreifende schwermütige Weise ein anderer Ton. Er klingt wie ein Lockruf des Lebens, der erst leise und verstoßen wie aus weiter Ferne kommt, dann verstärkt wiederkehrt, bis er sieghaft die Schatten des Todes überwindet. Nun quillt

es aus den Saiten wie Vogelschmiedlicher und Waldesranichen, wie Quellenperle und Verdengetriller, strömt dahin wie ein Jubelgesang des Glückes und der Freude, um in einem süßen, kosenden Geflüster zu ersterben.

„Wunderbar schön!“ ruft die Frau Oberförster mit feuchten Augen, als Helmut den Bogen absetzt.

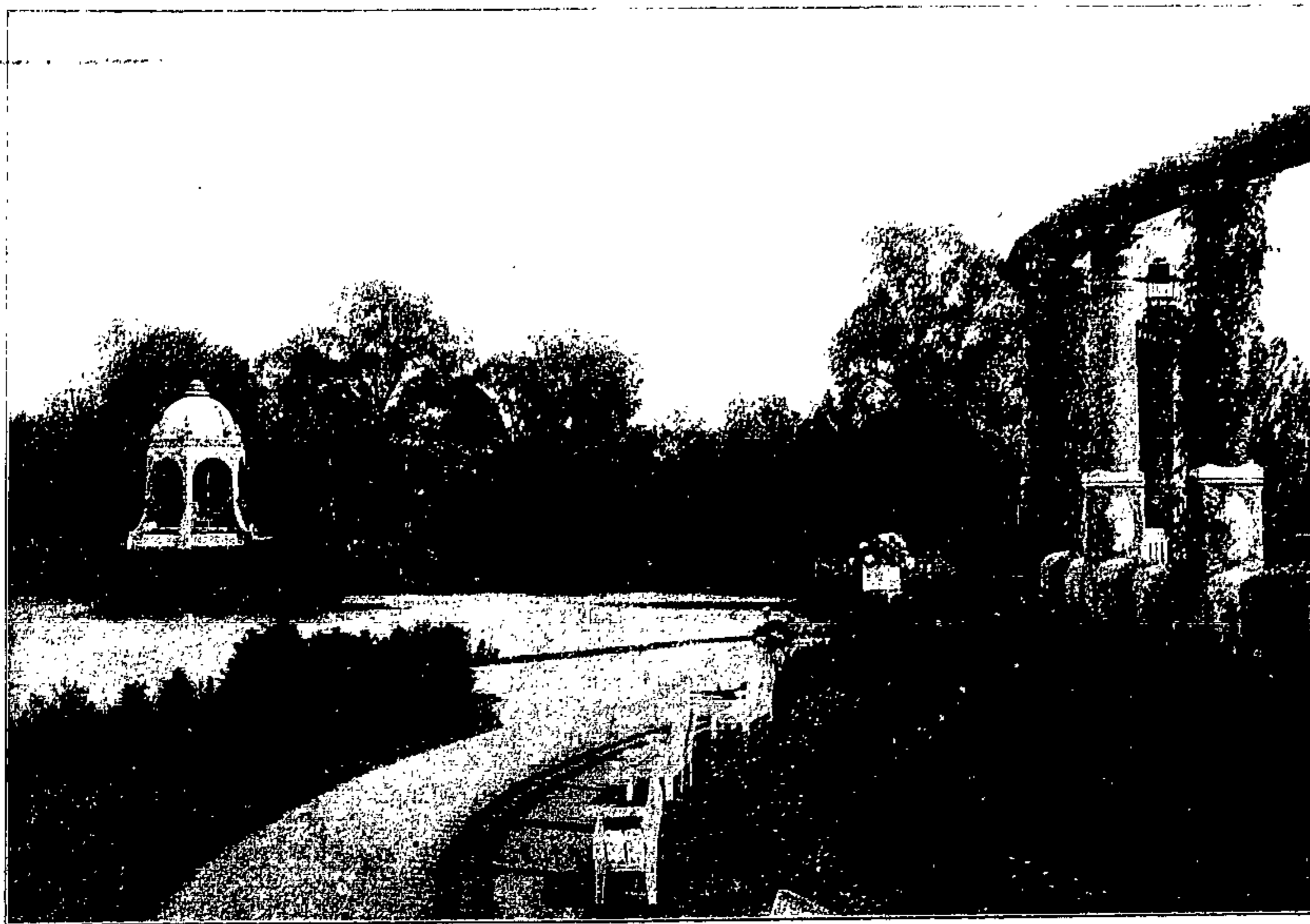
der i. r. Mitterred te g. iend machen wolle. Dora drückt einen Augenblick ihren Mund auf das zarte Stöpfchen des kleinen Tieres und setzt es dann vorsichtig auf den Boden. Hier bleibt das kleine einen Augenblick wie hilflos sitzen, befaßt sich aber rauh und trottel hinter der Liese her, die ebenso gemächlich wie sie gekommen, jetzt durch den Garten und über die Wiege dem Walde wieder zuschreitet. „Zehglaube, es ist Zeit, daß auch wir uns empfehlen,“ sagt der Oberförster. „Wenn öfter solche Besuche kommen, werden Sie Ihre Nähmaschine wohl schwerlich zu rechter Zeit fertigbringen, Herr Berg.“

„Das keine Not,“ antwortet Helmut munter. „Das wird alles wieder eingeholt. Die Tage sind jetzt lang und ich gönne mir ohnehin selten mal eine Pause.“ „Zehfür meine Person hätte zu gern noch Ihr Wasserwerk gesehen, Herr Berg,“ sagt Doktor Bauer. „Wennes Ihnen nicht zuviel Zeitverlust bereitet . . .“

„Das können Sie sofort sehen,“ fällt Helmut dem Doktor in das Wort. „Es ist gegenwärtig sogar im Gange. Wenn die Herrschaften folgen wollen, nur einige Schritte, bis in die Einsenkung unterhalb des Gartens.“

In der Einsenkung stehen zwei niedliche Holzhäuschen.

Als Helmut die Türe des einen öffnet, strömt ein heißender Geruch heraus, der die



Im Park.

„Wie schade, daß Sie nicht Musiker geworden sind, Herr Berg.“

Frau Kantor erhebt mahnend den Finger gegen die Frau Oberförster. Helmut beugt sich zur Liese nieder und fragt: „Bist Du nun endlich zufrieden, Liese?“

Wie eine Feder schnellt die Girichtshoch und leckt Helmut die Hände. Dann wendet sie sich dem jungen Mädchen zu, als ob sie nun wie-

Damen veranlaßt, sofort die Taschentücher vor die Nase zu halten.

„Was Teufel, ist denn das Wasser so säurehaltig?“ fragt Doktor Bauer.

„Ganz und gar nicht,“ antwortet Helmut.

„Ich lade augenblicklich nur meine Akkumulatoren, die ich in diesem Häuschen untergebracht habe, und dabei geht es ohne etwas Säureentwicklung nicht ab.“

„Und das Wasserwerk?“

„Das ist hier,“ erwidert Helmut, die Türe des zweiten Häuschens öffnend. „Wie Sie sehen, ist die ganze Einrichtung äußerst einfach. Der Kanal unten ist mit Zement ausgemauert. Die durchfließende Wassermenge ist Sommer wie Winter fast auf den Liter die gleiche. Die Turbine ist verschiebbar. Soll sie laufen, lasse ich sie hinunter; soll das Werk stillstehen, drücke ich sie mit diesem Hebel herauf. Hier ist die Uebertragung auf die kleine Dynamomaschine, die den Strom liefert und die Akkumulatoren speist. Das ganze erfordert nur geringe Aufsicht, und in den Sommermonaten brauche ich das Werk bloß zweimal in der Woche je vier Stunden laufen zu lassen.“

„Diese ganze Einrichtung haben Sie sich selbst angefertigt?“ fragt Doktor Bauer.

„Selbstverständlich, Herr Doktor. Das müßte ein schlechter Maschinenbauer und Mechaniker sein, der nicht so ein bißchen Zeug zusammenbasteln könnte. Die verhältnismäßig geringe Arbeit, welche die Herstellung des Werkes erforderte, hat sich überreichlich bezahlt gemacht. Neben dem Strom für Beleuchtung und Heizung liefert es mir auch noch die Antriebskraft für eine Maschine in meiner Werkstatt, die sehr schnell laufen muß.“

„Wirklich famos! -- Auf welche Weise haben Sie nun eigentlich den unterirdischen Wasserlauf entdeckt, Herr Berg?“

„Diese Frage wollte ich auch schon wiederholt stellen, bin aber immer wieder davon abgekommen,“ sagt der Oberförster.

„Sehr einfach,“ antwortet mit schallhaftem Lächeln Helmut. „Ich habe die Wünschelrute zu Hilfe genommen.“

„Unsinn!“ entgegnete der Oberförster. „Sie und Wünschelrute! An den Schnack glauben Sie doch zu allerletzt!“

„Oho!“ protestiert Helmut lustig. „Sie meinen wohl, man muß preußischer Landrat sein und von Uslar heißen, um die Gabe des Wasserjuchens mit der Wünschelrute zu besitzen? O nein! Diese Fähigkeit besitzen auch gewöhnliche Sterbliche. Wenn Sie zweifeln, können wir sofort eine Probe machen.“

„Sawohl, ich zweifle, und ich wette so hoch Sie wollen, daß mit der Wünschelrute keine Quellen zu entdecken sind.“

„Wird angenommen die Wette, Herr Oberförster. Wollens aber gnädig machen. Wer verliert, zahlt fünf Mark in unsere Armenkasse.“

„Alter! Alter! Wette lieber nicht!“ warnt die Frau Oberförster. „So oft Du bisher mit Herrn Berg gewettet hast, immer bist Du hineingefallen.“

„Hierbei muß ich gewinnen, das ist gar nicht zweifelhaft,“ beharrt eigensinnig der Oberförster.

„Also machen wir die Probe! Wollen die Herrschaften hier einen Moment verweilen, ich will sofort die Wünschelrute holen.“ Mit schnellen Schritten eilt Helmut in das Haus und kehrt schon nach wenigen Minuten zurück, die mit buntem Bande zusammengebundene Wünschelrute in der Hand tragend. Hinter ihm kommt der Stallpöngel mit Hacke, Spaten und meterlangem Bleirohr.

„So, nun können wir uns auf die Quellsuche begeben.“ Helmut schreitet voraus, die kleine Gesellschaft mit lustigen und neugierigen Gesichtern hinterdrein. Fünfzig Schritte sind bald auf der Wiese zurückgelegt; die Rute regt

sich nicht; der Oberförster lacht spöttisch. Doch plötzlich bleibt Helmut stehen. „Wir müssen in der Nähe eines Wasserlaufes sein, die Rute macht zitternde Bewegungen.“

„Unsinn!“ sagt der Oberförster. „So was gibt es ja gar nicht.“

Helmut macht noch zwei Schritte. Nun biegt sich die Rute direkt nach unten. „Jetzt stehen wir direkt über dem Wasserlaufe.“

„Dummes Zeug!“ poltert der Oberförster. „Was weiß denn die Rute vom Wasser!“

Helmut antwortet nicht, legt die Rute auf den Boden und läßt sich Hacke und Spaten reichen. Vorsichtig hebt er die Rasendecke ab und beginnt mit dem Spaten ein Loch auszustechen. Die Gesellschaft umsteht ihn in höchster Spannung. Er ist noch nicht tief in den Boden eingedrungen, als der Spaten plötzlich ohne Widerstand zu finden, wie in einen hohlen Raum hineinführt. Als Helmut vorsichtig den Spaten zurückzieht, dringt aus dem bleibenden Spalt ganz deutlich ein leises Glimmen wie von rinnendem Wasser.

Vor der Großstadt.

Draußen, ein Stück vor dem Häusermeer
Da schlitzen sie neue Straßen auf;
Dort klirrt die Schaufel so hart und schwer,
Dort fahren sie Steine und Sand hinauf.

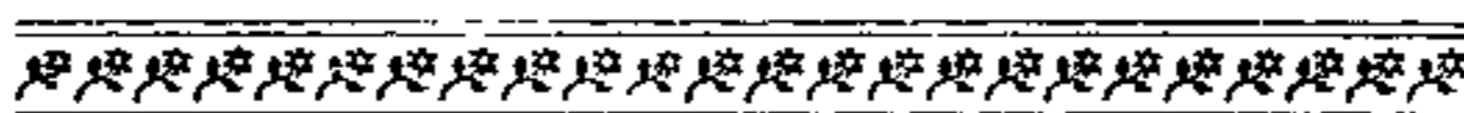
Im Sommer standen noch Lauben dort. —
Mich führte mein Weg so oft vorbei,
Und oftmals belauscht' ich an jenem Ort
Froh spielender Kinder jauchzend' Geschrei.

Die kleinen Gärtchen sah all' ich erblühen,
Sie gaben Zeugnis von freudigem Tun.
Und abends sah ich in lauschigem Grün
Vom Tagewerk erschöpfte Männer sich ruhn. —

Dann zogen sie plötzlich, ganz kurzerhand,
Von dannen mit ihrem stillen Glück.
Und mancher ließ auf dem Laubenland
Von seinem Herzen ein Stück zurück.

Nun fährt man Sand und Steine hinauf
Und Schaufelklirren tönt weit und breit.
Die Großstadt setzt ihren Fuß darauf,
Behorcht dem Zuge drängender Zeit.

Gustav Weber.



Helmut biegt nun das Bleirohr über den Anien in eine s-förmige Gestalt, erweitert vorsichtig mit den Händen den Erdspalt, schiebt das eine Ende des Rohres hinein und stopft die Partie unterhalb des Rohres fest mit Rasen zu. Dadurch wird das den unterirdischen Kanal herunterkommende Wasser gezwungen, im Rohre hochzusteigen. Schon nach wenigen Sekunden kommt aus dem oberen Ende des Rohres erst eine dicke, schlammige Masse, und dann sprudelt kristallklares Wasser hinterdrein.

Die Frau Oberförster klatscht in die Hände und ruft: „Alter, Du hast wieder verspielt!“

Der Oberförster dreht sich, als das Wasser aus dem Rohre herausschießt, wie von einer Tarantel gestochen auf den Absätzen im Kreise und flucht: „Himmelfreuzdonnerwetter! Ich bin wahrhaftig wieder reingefallen!“

Die Art, wie der Oberförster sich als geschlagen erklärt, wirkt so komisch, daß die Umstehenden in lautes Lachen ausbrechen. Und auch Dora lacht zur grenzenlosen Ueberraschung ihrer Mutter leise mit.

In fröhlicher Stimmung kehrt die Gesellschaft zum Hause zurück. Nur der Oberförster macht ein ärgerliches Gesicht. Endlich plagt er heraus: „Verloren habe ich die Wette, das kann

ich nicht bestreiten, und ich zahle auch die fünf Mark in die Armenkasse. Aber fünf Mark zahle ich noch zu, wenn Sie mir erklären, wie die Geschichte eigentlich zusammenhängt.“

„Unseren Armen zuliebe will ich es tun,“ antwortet Helmut lachend, „wenn auch mein Renommee als Quellenfinder darüber schmählich in die Brüche gehen wird.“

„Also, meine Herrschaften, der bewaldete Berg, der sich hier über uns erhebt, trägt auf seiner Hochebene in einer tiefen Einsattelung ein großes Hochmoor. Der Herr Oberförster kennt es genau. Das im Moore sich ansammelnde Wasser hat natürlich von jeher nach Abflüssen gesucht, und sich schließlich in unterirdischen Kanälen einen Ablauf nach unserem Flusse gebahnt. Das unterirdisch abfließende Wasser spült aber beständig Erde mit sich fort, und wenn die Hohlräume zu groß werden, sinken die oberen Erdschichten nach. Hier an dieser tieferen Einsenkung, die von der großen Wasserader gebildet wurde, die jetzt meine Turbinen treibt, und die sich weit hin sichtbar gerade den Berg hinaufzieht, haben Sie ein Beispiel dieser Veränderung der Erdoberfläche durch die unterirdisch wirkenden Kräfte vor Augen.“

„Das klingt sehr einleuchtend,“ meint der Doktor. „Wie sind Sie nun hinter die Sache gekommen?“

„Auf die einfachste Weise von der Welt. Als ich unsere Wiesen regulierte, fielen mir die ganz regelmäßig verlaufenden Vertiefungen auf, und da oberirdische Ursachen für ihre Bildung nicht vorhanden waren, schloß ich auf unterirdische. Ich grub an einigen Stellen nach und fand ohn- mächlich noch zwei kleine vorhanden, von denen ich vorher eine ansah. Sie sind nicht auf dem ersten Blick sichtbar, weil ich bei der Planierung die Mäuler der Vertiefung etwas abgetragen habe. Aber wenn Sie scharf hinschauen, können Sie auch diese Senkungen in der ganzen Ausdehnung leicht erkennen.“

„Und die Wünschelrute? Wie steht es da mit?“ fragt die Frau Oberförster.

„Ach, das war ja nur Hokusfokus,“ lacht Helmut. „Ich habe rasch einige Ruten aus einem Stallbesen gezogen und sie mit einem Bande zusammengebunden. Als ich in die Nähe der ersten Wasserader kam, deren Lage mir ja bis auf den Zentimeter genau bekannt ist, brachte ich die Rute durch den Druck der Finger gegen die hohle Hand zum Schwingen, und als ich über der Ader stand, bog ich sie mit dem Daumen nach unten!“

„Na, Alte, wer hat recht?“ triumphiert der Oberförster. „Schwindel ist es, nichts als Schwindel mit der Wünschelrute!“

„Ja, recht hast Du nun. Aber verspielt hast Du doch, und Deine zehn Mark bist Du auch los.“

„Schadet nichts, Alte! Wir können sie entbehren und unsere Armen können sie brauchen. Adieu mein lieber Herr Berg! Lassen Sie sich auch bei uns wieder einmal sehen. Adieu Frau Kantor!“

Auch die Frau Oberförster, der Doktor und Frau Noack verabschieden sich in herzlicher Weise von Helmut und seiner Mutter. Den Schluß macht Dora. Sie drückt der Frau Kantor die Hand und fragt leise: „Dürfen wir auch wiederkommen? Ich möchte zu gern noch einmal die Wiese sehen.“

„Ei gewiß! Wir werden uns freuen, wenn Sie wieder bei uns eintreffen. Nicht wahr, Helmut?“

Dora sieht schlichtern zu dem jungen Mann auf. Als sie seine Augen warm auf sich ruhen fühlt, zieht wieder eine leise Röte über ihr Gesicht. „Das Stantorhaus war stets eine Stätte der Gastfreundschaft. Ihnen, Fräulein Noack, steht es jederzeit offen,“ bestätigt Helmut in herzlicher Weise die Einladung seiner Mutter.

„Ach danke Ihnen! Leben Sie wohl!“

Einen Augenblick legt sie ihre weiße, abgemagerte Hand in seine kräftige Rechte, und es ist es, als ob er einen leisen, zitternden Druck ihrer Finger spürt.

Der Oberförster, der mit Frau Moak vorbeifährt, schlägt auf dem Mittelwege einen schmalen Pfad ein, der durch die Wiesen nach dem Forsthaus führt. Frau Oberförster will Dora den Arm reichen, doch diese lehnt dankend ab und eilt voraus, hier und da auf der Wiese eine Blume pflückend. Der Doktor winkt der Frau Oberförster zu, etwas hinter den Vorausgehenden zurückzubleiben. Dann spricht er leise und eindringlich auf die Frau Oberförster ein, die zustimmend mit dem Kopfe nickt.

Unter den Birken vor dem Forsthaus wartet der Oberförster mit Frau Moak auf die Nachzügler. Als die Gesellschaft wieder beisammen ist, schlingt die Frau Oberförster den rechten Arm um den Nacken der Freundin, den linken um den Nacken des Patenlindes und sagt bitterlich: „Hört mal, meine Lieben! Wir haben uns so lange Zeit nicht gesehen, und nachdem uns ein guter Zufall zusammengeführt hat, wollen wir doch nicht nach einigen Stunden wieder auseinanderlaufen. Ich bitte Euch herzlich, bleibt einige Tage bei uns. Unsere schönen, großen Fremdenzimmer stehen leer, da könnt Ihr Euch bequem machen. Vom Herrn Doktor habe ich die Erlaubnis für Euer Hierbleiben bereits erwirkt, und wie ich den Oberförster kühn bedrängen konnte, macht der erst recht keine Schwierigkeiten. Nicht wahr, Alter?“

Der Oberförster nickt nur lachend mit dem Kopfe.

Frau Moak zögert einen Augenblick, dann sagt sie zur Freundin gewendet: „Ich würde Deine Einladung natürlich gern annehmen, ich weiß nur nicht, ob Dora . . .“

„O, mir gefällt es in Tannengrün, Mama,“ sagt Dora rasch. „Ich bleibe gern bei der Pate Oberförster.“

„Na also, dann ist die Sache abgemacht,“ sagt der Doktor. „Ich gewähre Ihnen acht Tage Urlaub, meine Damen. Dann bitte ich aber um Meldung.“ „Antritt zum Rapport!“ ergänzt der Oberförster. „Nawohl! Damit ich sehe, ob Ihnen der Aufenthalt in Tannengrün tatsächlich bekommt. Dem Herrn Papa werde ich zunächst von der Ausquartierung nichts mitteilen. Wenn Briefe eingehen sollten, lasse ich sie Ihnen sofort zustellen, Frau Moak. — Und nun allerseits Adieu! Es wird Zeit, daß ich an die Heimfahrt denke. Wie wird sich meine Frau wundern, wenn ich allein von Tannengrün zurückkomme.“

Der Doktor begibt sich eiligen Schrittes nach dem Gasthose und läßt anspannen. Bald trabt er zum Dorfe hinaus und als er den weichen Waldweg erreicht hat und zwischen den Tannen dahinfährt, hält er sich selbst eine Standrede: „Ein Esel sind Sie wieder einmal gewesen, Herr Sanitätsrat! Was Sie mit all Ihrer Gelehrsamkeit nicht fertig brachten und wahrscheinlich auch in alle Wege nicht fertig gebracht hätten, das hat Ihr zukünftiger Milchlieferant, der nicht ein einziges Kolleg über Psychologie gehört hat, im Handumdrehen geleistet. Dem jungen Mädchen einen zarten Säugling auf den Schoß zu setzen und damit den ganzen Komplex der Empfindungen auszulösen, die das Leben des Weibes ausmachen; mit den stärksten Nervenbewegungen, die die weibliche Psyche überhaupt treffen können, die Klammern der Apathie zu sprengen, daran hätten Sie natürlich nicht gedacht, Herr Sanitätsrat. Wenn Sie über den „interessanten Fall“ in den wissenschaftlichen Annalen für Psychologie berichten, dann können Sie sich selbst attestieren, daß Sie bei der Geschichte eine glänzende Rolle als — Zuschauer gespielt haben.“

Ein Glück für den Sanitätsrat Doktor Bauer, daß seine Anstalt bald zwischen den Bäumen aufsteht, sonst würde ihm sein uner-

bittliches zweites Ich vermutlich noch weiter die Leviten gelesen haben. Und er war so schon ganz zertürricht, als er in Waldesfrieden vom Wagen stieg.

Die Woche, welche die Damen Moak im Forsthaus bleiben wollten und sollten, war ihnen, wie auch der Frau Oberförster, erst als ein langer Zeitraum erschienen. Und doch wie rasch vergeht die Zeit! Die Kranke nimmt mit jedem Tage mehr Interesse an allem, was in ihrer Umgebung vor sich geht. Ihre größte Freude aber ist es, wenn sie mit der Frau Oberförster den täglichen Spaziergang nach dem Kantorhaus antreten und sich dort im Stalle tummeln kann. Bald kennt sie jede Kuh mit ihrem Namen, und wenn die Stutinnen, denen sie jeden Tag Lederbissen mitbringt, sich im Kreise um sie versammeln, ihr das Futter aus der Hand nehmen und sich von ihr streicheln lassen, dann lacht sie fröhlich wie ein Kind.

Wohl kommen noch Perioden, in denen Dora wieder stundenlang traurig vor sich hinstarrt. Aber sie werden seltener und bald genügt ein munteres Wort der Frau Oberförster, um sie aus ihrem schwermütigen Versunkenheit emporzureißen. Dann eilt sie hinunter unter die Birken und Tannen, pflückt Blumen, oder lauscht dem Gesang der Vögel. Darüber runden und röten sich allmählich die Wangen, die scharfen Linien, die eine dreijährige Leidenszeit in das liebliche Gesicht gegraben, treten etwas zurück, die ganze Gestalt wird wieder elastisch.

Frau Moak lebt bei der täglich fortschreitenden Besserung ihrer Tochter selbst mit auf, und wenn sie ihr Kind wieder fröhlich lachen hört, dann wischt sie sich manchmal verstoßen eine Träne der Freude aus den Augen.

„Heute ist unser Urlaub um,“ sagt Frau Moak lächelnd am Morgen des siebenten Tages beim Frühstück. „Und einhalten müssen wir ihn, sonst schickt uns Doktor Bauer möglicherweise einen Exekutor.“

„Ich komme zur Begleitung mit,“ sagt die Frau Oberförster schnell. „Wir gehen zu Fuß; es ist ein wunderschöner Weg für einen Spaziergang. Mit meinem Mann habe ich mich bereits verständigt. Er hat am Nachmittag in der Nähe von Waldesfrieden im Revier zu tun, und da holt er mich am Abend mit dem Wagen ab.“

Die Sonne brennt heiß, als am Nachmittag nach eingenommenem Kaffee die drei Damen den Weg antreten. Doch im Walde weht eine köstliche kühle Luft, und unter den majestätischen Tannen, deren Kronen leise im Winde rauschen, schreitet es sich angenehm dahin. So wenig beschwerlich wird den Damen der Weg, und so schnell vergeht unter munteren Gesprächen die Zeit, daß sie ganz überrascht sind, als sie, auf eine Lichtung hinaustretend, Waldesfrieden vor sich sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Oktoberedikte von 1810.

Von H. Demmer.

Die nächsten Tage bringen Jahrhundert-erinnerungen, die der Zeitlage besser entsprechen, als etwa die Lobeshymnen auf die Königin Luise, womit die gutgesinnte Presse im Sommer aufwartete. Diese Oktoberreminiszenzen eignen sich allerdings weniger dazu, das Gehirn mit logalem Wehrauch zu nummern, nötigen vielmehr zu der Einsicht, daß es mit jener Zeit der preussischen Reformen nach dem Zener Zusammenbruch des Junkerstaats, daß es mit der sogenannten Stein-Gardenbergischen Gesetzgebung eine etwas andere Verwandnis hat, als die Schuttlende lehrt. Die Geschichte der Oktoberedikte von 1810, womit Hardenberg das politische Programm seiner im Sommer des gleichen Jahres begonnenen Staatslenkung zuerst im großen Stil kund tat, ist für die Pro-

pheten der Hohenzollernlegende nicht besonders erbaulich. Da steht man einen König, der nach den Eingebungen Hardenbergs und seiner Gehilfen den Mund mächtig voll nimmt mit hochtönenden Verheißungen, und es wird dann herzlich wenig wahr von den weittragendsten unter diesen Verheißungen, zum teil weil Friedrich Wilhelm III. selber von der einen oder anderen nicht viel wissen will, besonders aber, weil das Junkertum als trotz Zena immer noch herrschende Klasse des preussischen Staats mit Zähnen und Nägeln kämpft, um die Erfüllung der königlichen Willensäußerungen zu hintertreiben, dabei dann seine monarchische Gesinnung herrlich offenbart. Auch der Staatskanzler Hardenberg steht nicht übermäßig großartig da, weniger noch, weil seine gesetzgeberischen Leistungen nicht besonders originell sind, sondern auf französische Vorbilder, in letzter Linie auf die französische Revolution zurückgehen, als weil er herzlich wenig Energie im Kampf mit dem Eigenmut des Junkertums entwickelt. Außerdem sind diese Hardenbergischen Edikte zum erheblichen Teil auch gar nicht so vollstündlicher Natur, wie man leicht glaubt, und das aus naheliegenden Gründen, weil nämlich Hardenberg vor allem deshalb aus Minder gekommen war, um den Finanznöten abzuhelfen, woran seine reaktionären Vorgänger vom Ministerium Altenstein gescheitert waren, und dann überhaupt auf seine Art den Staat zu retten. Er nahm also das Reformwerk der Steinischen Zeit wieder auf, das sein Hauptträger hatte verlassen müssen, da seine skrupellosen Gegner vom preussischen Junkertum sich nicht scheuten, den Franzosen ein Schreiben des preussischen Ministers in die Hände zu spielen, das den Augrinn Napoleons auf Stein lenkte und seine Entlassung zur Folge hatte. Hardenberg trat somit eine gefährliche Erbschaft an und hat denn auch wie Stein unangenehme Bekanntschaft gemacht mit dem Born des Junkertums über alles, was die soziale Stellung der Edelsten und Besten beeinträchtigen könnte.

Die Hardenbergische Reformgesetzgebung vom Oktober 1810 war also, wie sich bei der Finanzlage des Staates verstand, in erster Linie Steuer-gesetzgebung. Was außer der Finanzreform sonst von Neuerungen in den Oktoberedikten enthalten war, hing doch mehr oder weniger eng mit der Finanzreform zusammen, wie diese freilich wieder mit den vorausgegangenen Steinischen Umgestaltungen der preussischen Staats- und Sozialverhältnisse. Mit den sozialen Gesetzen der Steinischen Periode vertrat sich auch das alte Steuerwesen mit seinen Privilegien nicht mehr. In der Programmklärung, die das berühmte Finanzedikt vom 27. Oktober 1810 darstellt, kündigt denn auch Hardenberg die weittragenden Absichten an: alle Vorrechte auf dem Gebiet des Steuerwesens sollen aufhören. Stadt und Land sollen gleichmäßig besteuert werden, während bis dahin die Abgabe nur in den Städten erhoben worden war. Damit sie nun auch vom Lande getragen werden kann, soll hier die Wahn geöffnet werden für die freie Entwicklung aller wirtschaftlichen Kräfte. Der Grundsatz der Gewerbefreiheit wird ausgesprochen. Eine sehr einschneidende Reform wird ferner in bezug auf die speziell ländliche Steuer in Aussicht gestellt. Von der Kontribution, d. h. der Grundsteuer, waren bisher auf dem Lande im allgemeinen fast nur die gutsuntertänigen Bauern getroffen worden, wogegen diese Steuer den bevorrechteten Adel in einigen Provinzen ganz freigelassen, in anderen Gegenden wenigstens außerordentlich gespart hatte. An die Stelle der Kontribution sollte nun eine allgemeine, ausnahmslose, gleichmäßige Grundsteuer treten.

Wenn das Ernst wurde, so war damit ein dem Junkertum sehr wertvolles Vorrecht beseitigt. Freilich, die Detailgesetze auf dem Steuergebiet, die in den nächsten Tagen auf das Finanzedikt folgten, brachten die verheißene

Aufhebung der Grundsteuerbefreiungen noch nicht wohl aber indirekte Steuern von großer Härte. Der Kaiser handelte darin nicht nach dem Rat seines Vorgesetzten in der Reform, Steins und anderer bekannter Reformer, die eine Einkommensteuer verlangten und von indirekten Steuern als ungerechter Belastung der unermittelten Kreise nichts wissen wollten. Hardenberg dagegen erschwerte die bisherigen, ausschließlich städtischen Lebensmittelsteuern bedeutend und dehnte sie auf das plattel Land aus. Eine allgemeine Abgabe auf Wehl, Fleisch und geistige Getränke sollte von nun an erhoben werden. Es war eine große Mehrbelastung der Volksmassen, besonders auf dem Lande, dessen ausgezogene Bewohner aufs schwerste durch die neuen Steuern betroffen wurden. Von dieser Seite gesehen, erscheint die Hardenbergische Finanzreform in einem alles andere als günstigen Licht. Tatsache sind vorerst fast bloß die Lebensmittelsteuern. Die allgemeine Grundsteuer dagegen ist zunächst bloß Zukunftsmusik.

Erscheint soweit das Hardenbergische Werk nicht als eine besonders volksfreundliche Leistung, so war es außerdem nicht einmal originell, sondern, wie nicht zu leugnen ist, eine Nachbildung der Steuergesetzgebung im Königreich Westfalen. Deshalb war es auch der von Hardenberg niedergesetzten Kommission möglich gewesen, im Handumdrehen mit der Ausarbeitung des Finanzreformplanes fertig zu werden. Man verfertigte eben nicht viel mehr als einen Abklatsch der Steuergesetzgebung der napoleonischen Staatsschöpfung mit ihrem König Morgenwiederlich, über den die preussischen Historiker sich nicht genug aufhalten können. Daß er und seine Leute bei der zweiten Periode der preussischen Reformgesetzgebung Paten gestanden haben, davon hört der berrussische Patriotismus nicht gern reden. Es ist deshalb aber doch Tatsache, und soweit die preussische sich von der westfälischen Gesetzgebung unterscheidet, ist es nicht eben zum Vorteil der ersteren. Die einheitliche Grundsteuer nämlich, die für Preußen noch ein frommer Wunsch blieb, war in Westfalen ohne weiteres und ohne besondere Schwierigkeiten Tatsache geworden. War also das westfälische Vorbild maßgebend gewesen, so suchte man Westfalen noch zu übertrumpfen, wenn nicht in Taten, so doch in Versprechungen. Deren sind besonders zwei von großer Tragweite in dem Finanzedikt vom 27. Oktober 1810 enthalten. Einmal wird eine allgemeine Neugestaltung der ländlichen Besitzverhältnisse in Aussicht gestellt, die das Landvolk zu freien Eigentümern ihrer Scholle machen soll. Weiter wird nichts geringeres als eine Volksvertretung angekündigt in der Art, daß der König „eine zweckmäßig eingerichtete Repräsentation der Nation sowohl in den Provinzen als für das Ganze“ verspricht, ein Königswort, an dem nicht leicht zu drehen und zu deuteln war. Zeigen mußte sich nun freilich, welcher Wert allen diesen großen Versprechungen beizumessen war, ob wirklich ein fester Wille hinter den feierlichen Ankündigungen stand. Und da war ja gleich bedenklich, daß in bezug auf die Beseitigung der Grundsteuerbefreiungen nicht ebenso rasch Ernst gemacht worden war wie mit der Verallgemeinerung der Abgabe. Freilich war der Unterschied, daß diese das „elende Steuerzahlende Volk“ betraf, jene dagegen einen hochmögenden Adel aufs lebhafteste interessierte als Attentat auf seinen Geldbeutel und deshalb die bisher Privilegierten allenthalben in Bewegung setzte, um den gedrohten Einbruch in die göttliche Weltordnung der junkerlichen Steuerfreiheit abzuwehren. Den Hardenbergischen Oktoberedikten folgte also auf dem Fuße ein frisch-fröhlicher Feldzug des Adels gegen die Reformen.

Nicht ohne demagogische Geschicklichkeit machte sich die feudale Fronde die Unpopularität eines Teiles der Hardenbergischen Reformen zu Nutze, um so etwas wie eine öffentliche Meinung gegen die neue Gesetzgebung ins Feld zu führen und dadurch den wahren Zweck des Junkertums zu erreichen, die Vereitelung der weiteren Umgestaltung Preußens im Sinne der französischen Revolution. Die junkerlichen Angriffe setzten alsbald ein. Schon im November begannen die Berliner Zeitungen eine so heftige Zehde gegen Hardenberg und seine Edikte, daß der König darüber in Zorn geriet; denn er fürchtete sich durch die Artikel, die fraglos auf den unwilligen Adel zurückgingen, in seiner Souveränität angefochten. Wollten sie doch die Rechtsbeständigkeit der Edikte nicht gelten lassen, solange sie nicht die Bestätigung durch die Stände gefunden hätten. Bald regte es sich in allen Provinzen unter den Privilegierten in diesem Sinn. Aus Ostpreußen kamen Erklärungen adliger Kreisstände, daß sie sich den neuen Gesetzen nicht unterwerfen würden. Noch weiter ging der entschiedenste Wortführer der feudalen Opposition, der Freiherr von der Marwitz in der Mark. Dieser sonderbare Heilige hat in seinen Schriften eine ganze Theorie der junkerlichen Ansprüche entwickelt. Er entrüstete sich darüber, daß der

Siervon unterrichtet, geriet der Herr von der Marwitz in den größten Zorn. Kaum zu Hause wieder eingetroffen, legte er sein Veto gegen die neuen Gesetze und ihre Ausführung ein. Er erklärte die Hardenbergischen Edikte für null und nichtig; denn die alten Steuern beruhten auf Verträgen zwischen dem König und den Grundherren, die nicht einseitig abgeändert werden könnten. Null und nichtig erklärte er auch die Inanspruchnahme des Schulzen; denn der Schulze war ihm zufolge kein Organ der öffentlichen Gewalt, sondern sein Untergebener, sein Gutsuntertan, über den er allein zu verfügen hatte. Seine Verwendung zu polizeilichen Zwecken der Staatsgewalt sah von der Marwitz als förmliche Verletzung seiner Herrenrechte an. Man sieht, daß das Selbstbewußtsein des Junkertums unter den Sieben von Jena und Anerslädte nicht sonderlich gelitten hatte, daß sie vielmehr ebenso dreist waren wie ehemals. Kaum doch sogar aus der Mitte der feudalen Opposition das Verlangen, daß die Freizügigkeit wieder aufgehoben werden müsse. Kurz, die Edelsten und Besten hatten nichts gelernt und nichts vergessen und verfolgten den revolutionären Neuerer Hardenberg mit ihrem bittersten Haß als einen Jakobiner und einen Gleichmacher.

Ihr Widerspruch gegen die Oktoberedikte war denn auch schon insoweit wirksam, als er die Hauptursache für die Einberufung einer Versammlung von Notabeln war, die von der Regierung bezeichnenderweise größtenteils aus den Adelsreihen ausgesucht wurden. Die Landesdeputiertenversammlung, die zum Februar 1811 einberufen wurde, war also nichts weniger als eine Volksvertretung, sondern vielmehr eine Klassenvertretung des Junkertums mit einem Zusatz von Abgeordneten von Städten und Bauern. Diese beiden Kategorien des dritten Standes hatten aber zusammen nur so viel Vertreter wie die Rittergutsbesitzer und diese konnten sich weiter zu rechnen das Gros der Standesgenossen in amtlichen Stellungen, die von der Regierung zu der Körperschaft berufen wurden. Das genügte aber dem trotzigem und selbstbewußten Junkertum noch nicht. Einmal protestierten sie überhaupt gegen die Zulassung von Bauern. Dann wollten sie noch stärker vertreten sein, als die Regierung vorgesehen hatte, und diese kam denn auch dem Verlangen des Adels entgegen, indem seine Vertreterzahl erhöht

wurde. Ehe die Regierung noch sich dazu verstand, hatten die Rittergutsbesitzer von Brandenburg und Pommern bereits auf eigene Faust mehr Deputierte nach Berlin delegiert, als ihnen zugeordnet waren, und es war schon bezeichnend für die herrschende Rücksichtnahme auf die junkerlichen Ansprüche, daß diese kraft eigener Machtvollkommenheit Erschienenen von der Regierung zugelassen wurden. Danach mußte es schon sehr fraglich erscheinen, ob diese Körperschaft so fügsam sein werde, wie Hardenberg erit angenommen haben muß; nach seiner Absicht sollten sie nicht sowohl zu Rate gezogen, als von der Zweckmäßigkeit der Regierungsmassregeln überzeugt werden, damit zuvörderst der Widerspruch gegen die Finanzedikte aufhöre. Darin sollte sich Hardenberg nun arg enttäuscht sehen, und der Verlauf der Tagung entsprach wenig den hohen Tönen, die Hardenberg am Eröffnungstag angeschlagen hatte, wo er als die Grundprinzipien des neuen Systems das freie Spiel der Kräfte, gleichmäßige Verteilung der Lasten, überhaupt Gleichheit vor dem Gesetze, freie Laufbahn für die Talente ohne Standesunterschied aufstellte.

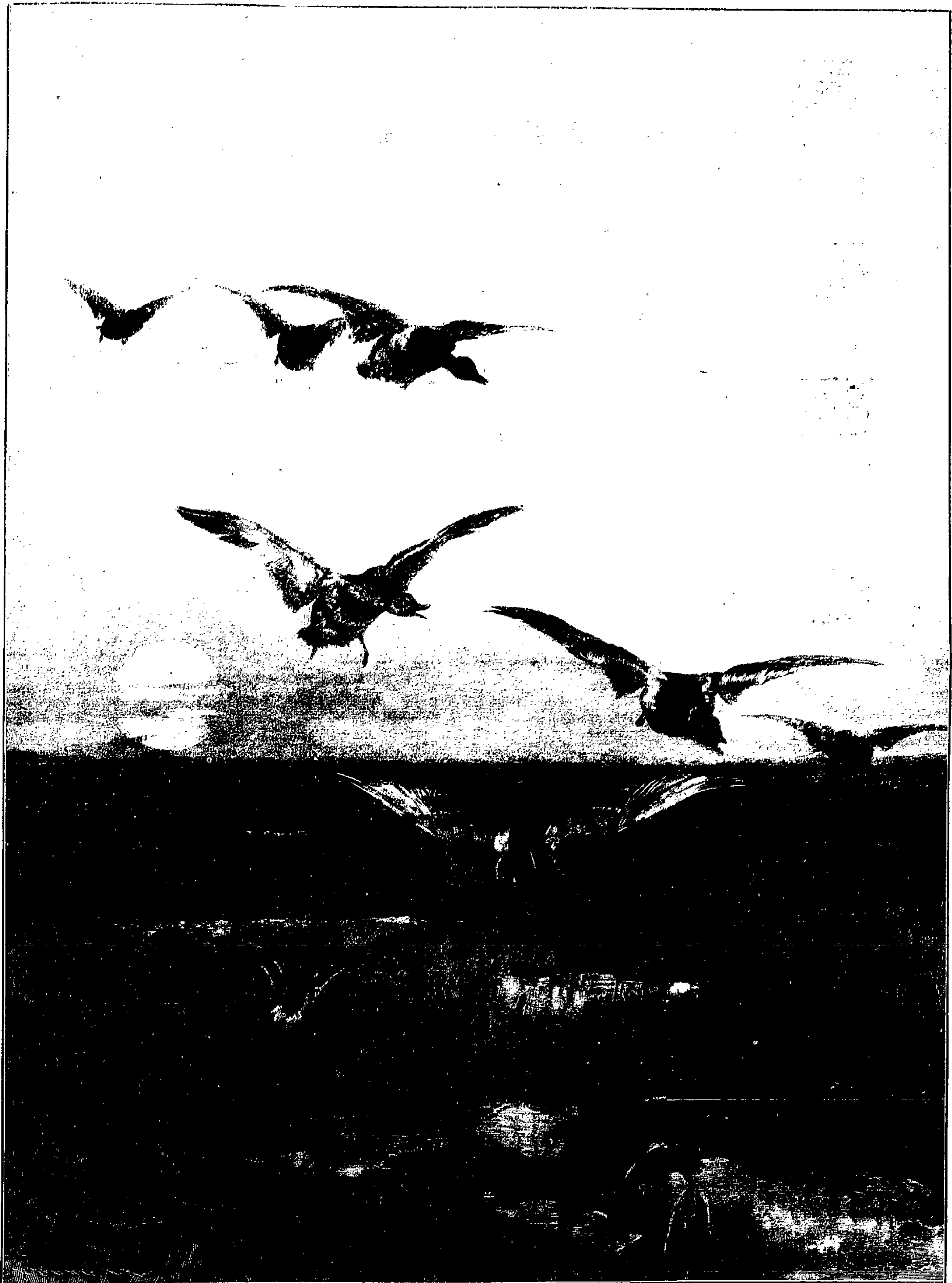
Das waren freilich Ankündigungen, die dem Kastengeist und der Klassenelbstsucht des Junkertums überaus schlecht gefallen mußten, und es fehlte denn auch von Anfang nicht an Oppo-



Gebirgsdorf.

Adlige „ein Mensch sein sollte wie ein anderer“, während er doch nichts anderes sei „als ein grundbesitzender Herr mit verfassungsmäßigen Rechten, ein Vasall, der seinem Landesherrn Treue, seinem Vaterlande den Schutz seines Schwertes schuldig sei, übrigens aber auf seinem eigenen Boden zu befehlen habe“. Vor Zeiten habe Brandenburg-Preußen eine republikanische Verfassung gehabt. Erst die Einführung des römischen Rechts und die Politik der Hohenzollern habe diese glückliche Adelsrepublik untergraben. „Es ist noch sehr die Frage“, meinte von der Marwitz, „ob die Quikows, Kochows usw. so schlecht waren, wie die den Fürsten ergebenden Schriftsteller sie schildern.“

Der Stolz, mit dem dieser Ritter ohne Furcht und Tadel zu den raubritterlichen Vorfahren steht, ist jedenfalls anerkennenswert, ebenso wie die Offenheit, mit der er im ganzen die innersten Gedanken des Adels entwickelt, ohne die feudale Herrschsucht hinter lokalen Redensarten zu verstecken; er läßt den Thron einfach krachen, wenn das Königtum nicht den Willen des Junkertums tut. Er trug auch keine Bedenken, den neuen Edikten geradezu den Gehorsam zu verweigern. In seiner Abwesenheit hatten sich auf „seinem“ Dorfe Friedersdorf die Steuerbeamten eingefunden und den Schulzen requiriert, der allein als Exekutivorgan in Betracht kommen konnte.



G. Vaftagh: **Wildentenzug.**

sition. Am lautesten wurde sie in einer realen Adresse, mit der die Stände, tatsächlich der Adel der Kreise Lubus, Storkow und Verlow am 9. Mai 1811 aufwartete und unter deren Unterzeichnern von der Marwitz und eine Ruine aus der frederizianischen Zeit, Graf Finkenstein, oben an standen. Darin wurde im heftigsten Tone Protest erhoben gegen die Neuerungen und ihre ganzen Grundlagen, die als Rechtsverletzungen und verderbliche Annahme fremder Gebräuche bezeichnet wurden. Die finanzpolitischen Neuerungen erschienen dieser adligen Fronde als absolutistische Willkürakte, die sich mit den ständischen Gerechtigkeiten nicht vertrügen. Die Gewerbefreiheit, die Gleichheit der Stände und die Mobilisierung des Grundeigentums galten dem Schriftstück für verderbliche Theorien, die „aus dem alten, ehrlichen brandenburgischen Preußen einen neumodischen Judenstaat“ machten. Die rebellische, drohende Form der Eingabe erregte in den oberen Regionen beträchtlichen Unwillen, der sich in einem Akt der Kabinettsjustiz Luft machte: Marwitz und Graf Finkenstein wurden auf die Festung Spandau geschickt und saßen dort fünf Wochen gefangen, worauf sie durch königlichen Gnadenakt ihre Freiheit wiedererlangten. Der Willkürakt Vorgehen gegen die beiden mißliebigen Junker war gewiß der reine Hohn auf die Hardenberg'schen Verfassungsideen, im übrigen aber nicht allzu ernst zu nehmen. Denn diesem vereinzelt Akt des Mißbehagens gegen die feudale Unbotmäßigkeit lief parallel fortgesetzte Nachgiebigkeit gegenüber den adligen Ansprüchen, dem adligen Widerspruch gegen die Hardenberg'schen Neuerungen.

Die erfolgreiche Einwirkung der junkerlichen Interessen auf die Reformgesetzgebung machte sich weniger in einer geräuschvollen Opposition im Plenum der Landesdeputiertenversammlung geltend. Allgemeine Sitzungen fanden nur wenige statt. Um so wichtiger war aber das Wählen der Junker in den Sektionen der Versammlung und ihre private Einwirkung auf die Regierung in persönlichen Besprechungen, besonders auch die Tatsache, daß die Beamten in der Störperschaft, die Landräte usw., mit ihren Standesgenossen zur Verfechtung der Standesinteressen gemeinsame Sache machten und daß sogar in der Regierung Hardenberg ein Widerstand entgegentrat, den sein wenig energiegeloses Wesen nicht zu überwinden vermochte. So kam es, daß, als die Landesdeputiertenversammlung im Herbst 1811 auseinanderging, die Junker bereits die wesentlichsten Zugeständnisse an ihre eigennützigen Interessen davongetragen hatten. Einmal in Steuerfragen: die Steueredikte vom Oktober 1810 wurden im „fernerweiten Edikt über die Finanzen des Staats und das Abgabensystem“ vom 7. September 1811 in der Richtung abgeändert, in der sich die adligen Reklamationen bewegt hatten; vor allem darin lag ein Triumph der feudalen Opposition, daß unter den einzelnen Steuern, die neu eingeführt wurden, die in Aussicht genommene Neuordnung der Grundsteuer im Sinne gleichmäßiger Heranziehung auch des adligen Besitzes nicht war, so daß die Steuerseuer der Junker durchaus siegreich blieb.

Das war aber nicht der einzige und nicht einmal der hauptsächlichste Erfolg der Adelsopposition. Das wichtigste war vielmehr, daß es ihnen gelang, das für sie bedrohlichste Versprechen der Oktoberedikte von 1810 ganz gewaltig zu reduzieren, das Versprechen nämlich, daß denjenigen Untertanen, die es noch nicht genossen, das Eigentumsrecht gewährt und gesichert werden sollte. Das war die Aufkündigung einer Bauerbefreiung im Sinne der französischen Revolution gewesen. Und Hardenberg's gesetzgeberische Kommission war denn auch schon mit einem Projekt zustande gekommen, das für die Landbevölkerung außerordentlich günstig war, um so größeren Unwillen natürlich in den

Kreisen des Junkertums erregte. Das Projekt der Kommission sah es darauf ab, nicht nur die Erbpächter, sondern auch die Zeitpächter zu freien Eigentümern ihrer Grundstücke zu machen. Das Miteigentumsrecht an den Grundstücken der Erbpächter sollte der Adel ohne Entschädigung einbüßen, die Dienste und Abgaben sollten gegen die Pflichten des Grundherrn aufgerechnet und der Ueberschuß nach der einen oder anderen Seite in Geld oder Land entrichtet werden. Die Zeitpächter sollten gegen Abtretung eines Teils ihrer Grundstücke zu freien Eigentümern werden. Das Projekt wurde einer Kommission der Landesdeputiertenversammlung im Februar 1811 zur Erörterung vorgelegt und begegnete alsbald dem lebhaftesten Widerstand der Adelsvertreter. Zu seiner Unterstützung liefen entsprechende Eingaben aus dem Lande ein. Charakteristisch ist der Stoßsenfener der Mittergutsbesitzer des Stolperkreises: „Unsere Güter werden uns zur Hölle werden, wenn unabhängige bäuerliche Eigentümer unsere Nachbarn sind.“ Ähnlich erklärte eines der Mitglieder der Landesdeputiertenversammlung, der Landrat von Dewitz, am 26. Februar 1811: „Wenn der Besitzer eines adligen Gutes nicht mehr das Recht habe, seine Pächter auszutreiben, so werde der ganze Reiz des Aufenthalts auf seinen Besitzungen für ihn verloren sein.“

Diesen Anschauungen entsprechend ging das Junkerparlament daran, dem Gesetzentwurf der Regierung die revolutionären Gistzähne möglichst auszubrechen. Tatsächlich schob die Versammlung das Projekt der Kommission ganz beiseite und ersetzte es durch einen eigenen Dekretentwurf, der denn auch die Sanction der Regierung und der Krone erhielt und am 14. September 1811 zum Vorschein kam. Dies Edikt über die ländlichen Besitzverhältnisse ist als Erzeugnis der junkerlichen Bemühungen beträchtlich verschieden von dem Entwurf der Regierung. Es sieht vor, daß die Erbpächter, um zu freien Eigentümern zu werden, ein Drittel ihres Landes, die Pächter auf Zeit oder Lebenszeit die Hälfte an den Junker abtreten müssen. Für diese fallen außerdem die Schranken, die der Einziehung von Bauernland bisher im Wege standen, womit der Weg zu neuen Bauernlegungen eröffnet wurde. Immerhin war auch dies Dekret vom 14. September 1811 noch ziemlich weitgehend; denn es blieb wenigstens insofern den Versprechungen der Oktoberedikte treu, als es noch die allgemeine Erhebung aller Bauern zu Eigentümern vorsah. Da es aber mehrjährige Fristen für die Regulierung der Besitzverhältnisse zuließ, so hatten die Junker genügend Zeit vor sich, um die Tragweite der Agrarreform weiter herabzumindern. Ihr weiteres Streben hatte sich schon in der Landesdeputiertenversammlung in der Art angekündigt, daß angeregt wurde, die Befreiung des bäuerlichen Eigentums auf spannfähige Bauern zu beschränken, d. h. auf eine kleine Aristokratie der Landbevölkerung. In der Richtung arbeiteten nun die Junker in den nächsten Jahren rüstig weiter. Und ihre Agitation hatte Erfolg, während das Verlangen der Bauern nach Durchführung des Edikts vom 14. September 1811 ungehört verhallte. Und es bestätigte sich die Befürchtung, die gleich in bäuerlichen Kreisen zum Ausdruck gelangt war, daß die Junker die Erfüllung des königlichen Versprechens zu hintertreiben wissen würden. Die Sache wurde noch unentschieden hingeschleppt, bis die Freiheitskriege waren vorbei. Dann brauchte man die Bauern nicht mehr, und nun erfolgte am 29. Mai 1816 die Deklaration, d. h. Erklärung des Edikts von 1811, wonach nun tatsächlich bloß die spannfähigen Bauern Eigentümer werden sollten, die übrigen dagegen den Junkern ausgeliefert wurden.

Sah so die Erfüllung des einen königlichen Versprechens der Oktoberedikte von 1810 aus, so kann man sich nicht wundern, daß erst recht

nicht ernstlich an die Wahrnehmung des anderen Königswortes gedacht wurde, wonach das preussische Volk eine Volksvertretung erhalten sollte. Dies Versprechen ist noch verschiedentlich wiederholt worden, solange man sich auf die opferfreudige Hilfe des Volkes angewiesen sah. Im Edikt über die Finanzen wurde ferner am 7. September 1811 neuerdings eine „zweckmäßig eingerichtete Repräsentation der Nation“ zugesagt. Das Versprechen wurde erneuert, als Napoleon von Elba zurückgekommen war und die Notwendigkeit wieder einleuchtete, das Volk kampfwillig zu machen. Am 22. Mai 1815 kam also in Preußen eine königliche Verordnung heraus, wonach eine Vertretung des Volkes gebildet werden sollte, deren Wirksamkeit sich auf die Beratung über alle Gegenstände der Gesetzgebung erstrecken würde, die die persönlichen und Eigentumsrechte der Staatsbürger mit Einschluß der Besteuerung betrafen; auch eine Verfassungsurkunde sollte ausgearbeitet werden. Aber nach Waterloo kam die heilige Allianz, die Reaktion, die Demagogenerfolgung. Absolutismus und Feudalismus waren in Preußen wieder Triumpf. Das Junkertum hatte das Ohr des Königtums und stand also zu dem Grundfals: Und der König absolut, wenn er unseren Willen tut. 1817 erinnerte eine Adresse den König daran, daß Verfassung und Volksvertretung verheißen seien. Aber sie erhielt eine sehr ungnädige Antwort, aus der der Unwille darüber herausklang, an ein als unbequem empfundenenes Versprechen erinnert zu werden. Im Gesetz von 1815, meinte der König, sei ein Zeitpunkt für die Einführung einer Repräsentativverfassung nicht vorgesehen. „Ich werde bestimmen, wann die Zusage meiner landständischen Verfassung in Erfüllung gehen soll, und Mich durch unzeitige Vorstellungen im richtigen Fortschreiten zu diesem Ziele nicht übereilen lassen.“

König Friedrich Wilhelm III. überreichte sich tatsächlich mit der Wahrnehmung seines Königswortes so wenig, daß er noch ein Menschenalter nach dem Volksvertretungsversprechen von 1810 nicht daran gedacht hat, den Worten Taten folgen zu lassen. 1840 ist er gestorben, ohne sein Wort eingelöst zu haben. Seine letztwilligen Verfügungen aber liefen jenen Versprechungen schnurstracks entgegen. In seinem Testament von 1838 hebt er hervor, daß er die königliche Macht unbeschränkt hinterlasse, und bestimmt, daß kein künftiger Regent ohne Zuziehung sämtlicher Agnaten, d. h. aller männlichen Glieder des Königshauses, eine Veränderung in der Verfassung, namentlich in bezug auf ständische Verhältnisse und die Beschränkung der königlichen Macht, vornehmen soll. Sollte künftig die Aufnahme einer Anleihe nötig sein, die nach einer Verordnung von 1820 unter Mitgarantie der künftigen Reichsstände geschehen müßte, so seien diese aus den Provinzialständen zu bilden, aus jedem der vier Stände ein Abgeordneter mit Stimmenmehrheit aus dem Plenum gewählt, durch gleiche Anzahl Staatsratsmitglieder vervollständigt, und dieser Versammlung soll keine andere Frage als die Anleihenangelegenheit vorgelegt werden. Diese Anordnungen sollten als Hohenzollern'sches Hausgesetz betrachtet werden. Dieser Hohn auf die königlichen Versprechungen früherer Zeiten bedarf weiter keiner Charakterisierung. So viel ist also klar, daß Friedrich Wilhelm III. mit vollem Bewußtsein sein Wort gebrochen hat und auch seine Nachfolger verhindern wollte, es einzulösen. Friedrich Wilhelm IV. wollte denn auch aus dem Versprechen seines Vaters keine Verpflichtungen für sich ableiten lassen; denn die Verfassungsidee war ihm ein Greuel. Daß Verfassung und Volksvertretung dann schließlich doch kamen, das war der Volkserhebung vom März 1848 zu danken und nicht dem gebrochenen Königswort der Oktoberedikte von 1810.

Der Scheintote.

Eine Erinnerung aus einem märklichen Industriedorfe. Erzählt von H. Schmit.

(Schluß.)

Dem Feldwebel erhebt jetzt ein Gegner in seiner ältesten Schwester. Sie, die vorhin in so herzbrechenden Tönen um den Tod ihres Vaters geklagt, ist plötzlich wie umgewandelt. Wenn man jetzt noch die Beerdigung vornehme, dann könnten sie heute noch bequem nach der Hauptstadt zurück. So aber müsse sie nach Hause fahren und morgen wiederkommen. In einem Hause, in dem eine Leiche liegt, könne sie unmöglich übernachten, auch wenn es Papa sei. Sie würde sich zu Tode ängstigen.

Der Feldwebel nickt mit den Achseln. Er kennt seine Schwester. Aber immerhin beharrt er noch, trotzdem sein Widerstand gebrochen ist, auf das Mitgehen einer Musikkapelle und koste es auch, was es wolle.

Diese heranzuschaffen, erklären sich zwei der Träger bereit. Jedenfalls würden die bei Wehlert Spielenden, falls ihnen klingender Lohn geboten würde, zusagen und kommen. Es werde nicht schaden, wenn die Tanzmusik auf eine halbe Stunde unterbrochen wird.

Erfreut drückt der Feldwebel den Weiden die Hände, die sich auch sofort auf den Weg zu Wehlert machen.

Die übrigen Träger machen sich dabei, den Sargdeckel über die Leiche zu decken. Doch sie müssen damit warten. Denn der alten Frau Wieje hat sich eine plötzlich eintretende weiche Stimmung bemächtigt. Laut weinend sinkt sie an Sarge nieder. Schuchzend bedeckt sie Gesicht und Hände der Leiche mit Säulen.

Auch ihre jüngste Tochter folgt ihrem Beispiele. Und die anderen betrachten erschüttert die Szene. Ein Schatten wirklicher Trauer überfließt die Gesellschaft.

Doch geschieden muß sein. Mutter und Tochter treten schluchzend von dem Sarge zurück. Der Sohn haucht noch einen flüchtigen Kuß auf die Stirn des Toten. Dann schließt sich der Deckel über den Sarg. Knirschend dringen die Schrauben durch das Holz und verbinden Deckel und Sarg zu einem Ganzen.

Bei Wehlerts ging's lustig zu. Hier drehte sich die dörfliche Jugend in munterem Tanze. Die sechs Musiker, die vorhin so einträchtig und ernst beieinander standen, als es gelten sollte, Vater Wieje die letzte musikalische Ehrung zu erweisen, sitzen jetzt ebenso einträchtig auf der Galerie des Tanzsaales und handhaben ihre Instrumente mit demselben Eifer, mit dem sie schon oft einem Verstorbenen den letzten Trauermarsch geblasen. Die Burischen jauchzen freudig zu den Weisen der Polka und Walzer, stampfend mit schweren Stiefeln begleiten sie den Takt und die Dorfchören quetschen vor Lust, wenn ihre Tänzer sie gar zu aufdringlich und derb fassen.

Die im Saale lagernde Tabakwolke wird von keinem als belästigend empfunden. Von den hastigen Bewegungen der Paare hin und her gepeitscht, zuckt sie auf und nieder, gleich als ob sie, ihre Ueberflüssigkeit einsehend, entweichen wollte. Doch die dichtgeschlossenen Fenster geben ihr zum Entrinnen keine Gelegenheit.

Jetzt betritt Krumholz den Saal und drängt sich durch die Paare zum Orchester. Und sofort nach Beendigung des Tanzes hört man ihn eifrig auf den „Musikdirektor“ einreden. Den aber sieht man nur mit den Achseln zucken. Es ruht auch nichts, daß sich noch Karl Dieck ins Mittel legt. Der Musikdirektor fürchtet einen Krach. Er kenne schon seine Pappenheimer. Ja, wenn zu jedem einzelnen Tanz kassiert würde. Aber so habe jeder abommiert und verlange sein Recht. Aber Dieck und Krumholz ließen so leicht nicht locker. Auf Nijs's des Feldwebels boten sie fünfzig Mark. Da wurde der Musikdirektor, der in seinen „Musikstunden“ das Geschäft eines Dorfbarbiere betrieb, weicher genimmt.

Ein Hornsignal, mit aller Macht in den Saal geschmettert, brachte den Trubel da unten für einen Moment zum Schweigen. „Hört, Ihr Leute,“ so rief der Musikdirektor vom Podium herunter, „Vater Wieje soll heute noch beerdigt werden! Würdet Ihr erlauben, wenn wir den Tanz für eine halbe Stunde abbrechen? Ihr könntet ja nachher dann weitertanzen und wir würden die Pausen kürzer machen!“

Einige erklärten sich für den Vorschlag. Die Menge aber war dagegen. Das gäbe es nicht! Man habe abommiert und verlange sein Recht. Einige besonders wilde Burischen drängten ungestüm zur Galerie und schwuren hoch und teuer, daß sie den Musikern alle Knochen brechen würden, falls diese zur Leiche spielen und ihnen das erlegte Tanzgeld nicht wieder herausgeben würden. Dies Beispiel machte Schule. Den Protestlern schloß sich eine Reihe anderer Burischen an. Auch verschiedene der Mädchen schlugen sich auf ihre Seite und verlangten kategorisch Mißbilligung.

Der Musikdirektor zuckte mit den Achseln. „Ihr seht, es ist nicht möglich, so gern man ja auch was verdienen möchte.“

Krumholz und Dieck ließen das Unmögliche ihrer Mission in diesem Saale ein. Ein Hoffnungsstrahl bleibt ihnen noch. Hin nach dem anderen Tanzsaal. Vielleicht hat man dort mehr Glück. Aber auch hier war alles vergebens. Die Musiker hatten nur Streichinstrumente aus Berlin mitgebracht. Und das sah bald jeder ein, daß es doch wohl ein etwas zu wunderlicher Aufzug sein würde, wenn man den Vater Wieje zu Grabe stielte.

So treten denn die beiden unverrichteter Sache den Rückweg an. An ihren verneinend bedauernden Gesichtern sieht der ungeduldig wartende Feldwebel, daß der beiden Mission eine vergebliche gewesen. Aber es fällt ihm schwer, sich in das Unvermeidliche hineinzuwenden. Die Beerdigung seines Vaters, eines alten Soldaten, ohne jede herkömmliche Ehrung?

Er versucht noch einen letzten Ausweg. Es wäre doch wohl nicht so einfach, im Dunkeln nach dem Friedhof zu finden. Wie leicht wäre doch bei den Trägern ein Fehltritt.

Statt aller Antwort aber tritt jetzt der Klumackbar Vater Wehlert herein, in der Hand eine brennende Stalllaterne. Der hatte vorgesorgt. Und mit einer Sicherheit, die jeden Zweifel auszuschalten verspricht, meint er wichtig: „Da kein' ji jan; unbesorgt sinn'. Ad hew' all vörsorgt. Guten' stahn noch kein'?) Mann mit Laternen, id hew' je all tosamendrommelt. Un der Mond mißt of glieds vorkommt!“

Damit war jeder Widerstand beseitigt. Die Träger schafften den Sarg hinaus zur Tragbahre. Der Zug ordnet sich rasch. Voran die Träger mit dem Sarge. An ihrer Seite je zwei alte Dörfler mit riesigen Laternen. Als erstes Trauergesolge Mutter Wieje leise schluchzend, an ihrer Seite die jüngste Tochter und der Feldwebel. Dahinter die übrigen Töchter und Anverwandten. Hierauf der ziemlich lange Zug der Leidtragenden. Am Zuge verteilt die übrigen Laternenmänner. Der Schnee knirscht unter der Last, die bei den Trägern doppelt auf ihn niederdrückt. Doch sein riesiges, weißes Bahrtuch leuchtet dem Zuge.

Und jetzt, just als habe er darauf gewartet, tritt der Mond aus den Wolken und übergießt die Szenerie mit silbernem Licht. Gleich einer diesen dunklen Niesenschlange bewegt sich der Zug durch den licht glitzernden Schnee. Zu beiden Seiten flackern unruhig die roten Lichter der Stalllaternen.

1. Draußen. 2. Rechts.

Der Friedhof ist bald erreicht. Die Träger flüstern sich die nötigen Maßnahmen zu. Gewandt läßt man die Bahre in den Schnee gleiten. Bald ist auch der Sarg über der Gruft aufgestellt.

Schweigend stehen die Leidtragenden umher. Am Vordergrunde der Feldwebel. Leicht an ihm gestützt Mutter Wieje. Auch das Taschentuch ihrer ältesten Stieftochter sieht man wieder in emstiger Bewegung.

In dem Feldwebel drückt und wühlt etwas. Diese Art eines Leichenbegängnisses will ihm immer noch nicht in den Sinn. Unwillkürlich gedenkt er des Pastors, jenes bageren Asketengesichts. Der hatte dieses Mißgeschick eigentlich verschuldet. Sollte man den nicht beklagt: sein Vater läge längst in lähler Erde. Und mit allen sonstigen Ehren, wenn auch ohne Pastor.

In seinen Gedanken versunken, bemerkt der Feldwebel gar nicht, daß die Träger bereits einige Zeit hindurch untereinander disputieren. Sie haben ja schon längst erraten, was den Feldwebel drückt.

Jetzt scheinen sie einig zu sein. Sie treten zunächst zur Gruft, vier von ihnen fassen fest in die Gurte, die anderen ziehen die Querstangen unter dem Sarge vor. Dieser schwebt nunmehr auf den Gurten. Langsam versinkt der Sarg in der Tiefe.

Leises Schluchzen, während die Träger zurücktreten. Niemand achtet mehr recht auf sie, deren Arbeit doch nun eigentlich vollendet ist. Doch schon stehen die Träger zu einer Gruppe vereinigt. Und plötzlich ertönt von geübten Sängerstimmen ein Chorgesang, ernst, schön und feierlich:

„Stumm schläft der Sänger . . .“

In leisem Piano sind die letzten Töne verhallt. Tief ergriffen stehen die Anwesenden, Frauen schluchzen. Und mit mildem Lächeln überhaut der Mond die eigenartige Gruppe. Sein bleiches Licht beugt sich und vernählt sich mit dem gleich einem riesigen weißen Bahrtuch über die Ebene gebreiteten Schnee zu einem einzigen gleichmäßigen magischen Schimmer. Und viele, viele Sterne funkeln und glitzern am Firmament.

Der Feldwebel aber tritt ungestüm zur Gruppe der Leichenträger. Sträffigen Händedruck tauscht er mit ihnen, die ihm seine innere Befriedigung zurückgegeben, die mit so einfachen Mitteln das Ganze zu etwas Würdigem erhoben. Deisse Dankesworte stammelt ihnen der Sohn des Toten zu. Auch Mutter Wieje stattet den Trägern ihren Dank ab. Mit wenigen Worten. Aber man merkt es, es kommt ihr vom Herzen.

In zwanglosen Gruppen kehrt das Trauergesolge wieder zurück nach dem Dorfe. Die meisten in ihre Behausung, die Träger aber zu Vater Brohje. Garbe ihrer doch hier der übliche Jubel nach getaner schwerer Pflicht.

Zunächst sieht man noch ziemlich schweigsam, ergriffen von dem soeben Durchlebten. Doch das schäumende Bier löst die Zungen bald. Und bald ist auch Vater Brohje wieder im Fahrwasser. Dort wo die Diskussion zu stecken droht, hilft er nach. Und schließlich faßt er die ganze Episode in folgendem Schlusssatz zusammen:

„Det will id jan seggen. Zewiß, die Pötter von die Fabrike, det sin die reenen Karbolzer. Allens woll'n die umfarbolzen mit ihre neu-modische Ideen. Aber dich'te Kerls sinn't doch. Süte hemm' si 't widder gut 'emott. Si weeten sich in Allet zu sinn' un woken ihre Sache. Meerst det sich die ganze Geschichte so verhudert hat, da bett egentlich bloß der Pastor dran schuld. Sätten si den nich 'eholt, si bruckten nich singen un hätten olle Niesen bei Tag un mit Musikke to Boden 'efriegt. Na, nu ist oof so 'egahn.“ —

Was Serenissimus noch braucht. Der französische Hof war für die deutschen Landesväter der Zeit Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. vorbildlich, besonders auch in der Mätressenpolitik. Sich eine Mätresse zu halten, gehörte für die deutschen Fürsten jener Zeit so sehr zum guten Ton, daß sogar Leute, die gar keine Verwendung für eine Mätresse oder kein Verlangen danach hatten, wie Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. von Preußen, sich der Ordnung halber wenigstens dem Namen nach eine bielten. Auch fanden die getreuen Untertanen daran nichts anzuhaben. Der deutsche Vitzgeismann glaubte — wie Schloffer einmal sagt — treuherzig, Verschwendung und Ausschweifung seien den höheren Ständen durch göttlichen Matschluß zugeteilt. Ein spätes Zeugnis für diesen frommen Kinder glauben an die Notwendigkeit eines landesherrlichen Mätressenwesens für die göttliche Weltordnung findet sich in des bekannten Staatsmannes und Schriftstellers Friedrich Karl v. Mosers Schrift: „Der Herr und der Diener“. Da hat in einer kleinstaatlichen Residenz der junge Serenissimus sich verheiratet. Das neuvermählte Paar kutschiert an der Werkstatt eines biederen Handwerksmeisters vorüber, und voller monarchischer Begeisterung ruft dieser seinen Gesellen zu: „Nun fehlt unserem lieben Fürsten nichts mehr als eine schöne Mätresse!“

Ein unterhaltender Versuch mit Aluminium. Die Bestandteile unserer Erdoberfläche erscheinen uns gewöhnlich sehr widerstandsfähig gegen jeden Versuch, sie zu verändern, und man meint oft, daß allein jene gewaltigen Einflüsse, denen unsere Erde ihre heutige Zusammensetzung verdankt, imstande sein konnten, diese Wirkung hervorzurufen, und daß dazu auch dann noch Jahrtausende nötig waren. Wenn das auch wohl für die meisten der die Erdkruste zusammensetzenden Körper gelten mag, so gibt es doch auch gewisse unter ihnen, die sich in einfachster



Albert Röste, einer der politisch und gewerkschaftlich tätigsten Parteigenossen Hamburgs ist kürzlich an den Folgen einer Leberoperation gestorben. Röste war selber jahrelang Redakteur der „Holzarbeiterzeitung“, dann Gauleiter des Holzarbeiterverbandes. Später wurde er zum Parteisekretär in Hamburg gewählt, wo er auch, neben seiner letzten Beschäftigung als Redakteur des „Bauhilfsarbeiters“, der Bürger-schaft als Abgeordneter angehörte. Röste ist 53 Jahre alt geworden.

etwa zwanzig Millimetern erreichen. Schon der Anblick, wie diese Strahlen entstehen, sich verlängern, sich kräuseln und umbiegen, macht dem Zuschauer viel Vergnügen. Man wird aber wohl sehr überrascht sein, wenn man erfährt, daß diese feinen, übrigens leicht abwischbaren Fäden wirkliche, chemisch reine Tonerde darstellen. Am meisten überrascht aber jedenfalls die Tatsache, daß weder die Säure, noch das Quecksilber, ohne die der glühende, ebenso interessante wie belehrende Versuch nicht zu machen ist, in der eigentlichen Tonerde gar nicht enthalten sind; diese setzt sich vielmehr aus Aluminium und Sauerstoff zusammen. Das Aluminium ist vorhanden, und den Sauerstoff entnimmt sich das Metall selbst aus dem reichen Vorrat, den unsere atmosphärische Luft enthält. Die Säure wurde nur gebraucht, um die Aluminiumoberfläche von allen darauf vorhandenen Unreinlichkeiten zu befreien, es also zu säubern. Welche Rolle spielt aber das Quecksilber bei dem Vorgang? Es gibt eine ganze Menge von chemischen Prozessen, bei denen ein chemischer Körper anwesend sein muß, ohne daß er doch irgendeine Tätigkeit dabei ausübt, wenigstens hat man mit aller Sorgfalt bei derartigen chemischen Prozessen noch keine Tätigkeit der erwähnten Körper nachweisen können, aber sie müssen da sein, sonst vollzieht sich der Prozeß nicht. Man hat es hier mit einem bis jetzt noch völlig rätselhaften Naturvorgang zu tun. Solche Prozesse nennt man katalytische, und die Stoffe, die anwesend sein müssen, aber völlig untätig bleiben, nennt man (man teilt sie in zwei Klassen ein) Fermente und Enzyme. Solche Vorgänge sind durchaus nicht selten, im Gegenteil, gerade in der jüngsten Zeit hat man gefunden, daß sie recht häufig vorkommen. So ist z. B. die bekannte Gärung ein katalytischer Vorgang: Bei ihm wird Zucker in seine chemischen Bestandteile, in Alkohol und Kohlensäure, zerlegt; damit dieser Vorgang

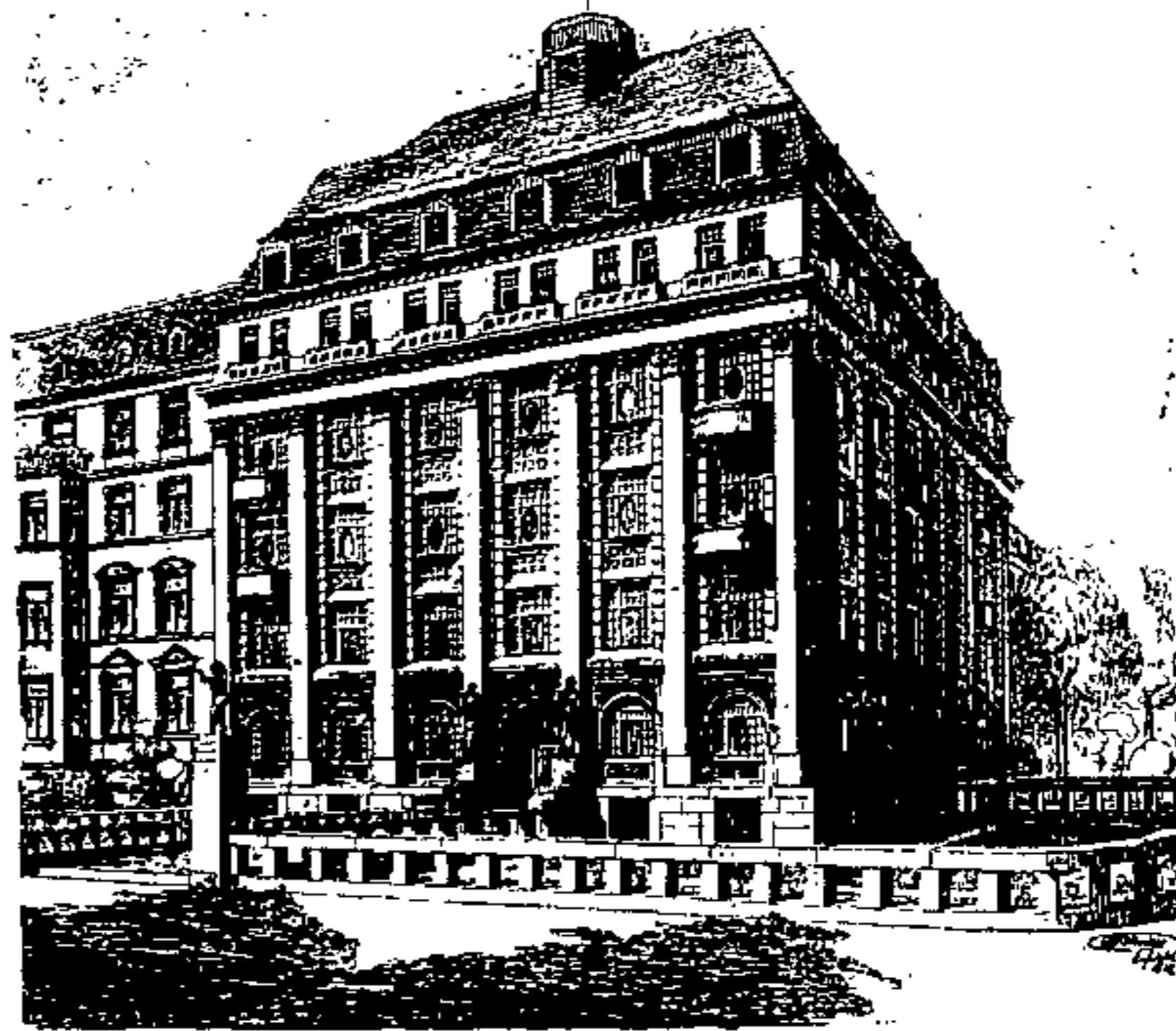


Demonstrationszug streikender und ausgesperrter Werftarbeiter in Stettin.



Zum Reichstagswahltag in Frankfurt-Debus: Niesenversammlung unter freiem Himmel, unmittelbar vor der Wahl. Der Sieger im Wahlkampf, Genosse E. Faber, zieht als 52. Sozialdemokrat in den Reichstag ein.

Weise, ohne Anwendung von Siedehitze und Feuer-gewalt, in kürzester Zeit herstellen lassen. Zu den wichtigsten und verbreitetsten Substanzen der Erdoberfläche gehört die sicher jedem bekannte Tonerde, und diese kann man leicht im Zimmer darstellen. Man bedarf dazu auch keiner kostbaren oder schwer zu beschaffenden Materialien, sondern es gehört dazu nur ein Stückchen Aluminium, das für geringes Geld zu kaufen ist, etwas Säure und endlich noch ein klein wenig Quecksilber. Ein wolkiges Lappchen wird mit wenigen Tropfen der Säure betupft und dann mit der befeuchteten Stelle des Lappchens die Oberfläche des Aluminiums tüchtig abgerieben; hierauf trocknet man mit einem anderen Lappchen die geriebene Metallfläche ab. Nun bringt man ein wenig Quecksilber auf das Aluminium und verreibt es dort mittels eines trockenen Lappchens recht eifrig, etwa so, wie wenn man einen metallenen Gegenstand mittels eines Putzmittels polieren wollte. Das hin- und herrollende Quecksilber wird zwar leicht von dem Aluminiumstück herabrollen, aber mit einiger Aufmerksamkeit und Sorgfalt wird man es doch erreichen können, daß es oben bleibt; besonders sind es die ganz kleinen Quecksilbertropfen, die sich verhältnismäßig leicht verreiben lassen. Wenn diese Quecksilberreinigung vollzogen ist, hat man weiter nichts zu tun: man läßt das so behandelte Stück Aluminium einfach liegen. Nach wenigen Minuten bedeckt es sich mit einer stumpfweißen Schicht, wie wenn es mit Kreide bestrichen wäre, und nach ganz kurzer Zeit schieben aus dieser weißen Schicht feine, federartige, äußerst zierlich anzusehende Gebilde wie Strahlen auf, die bald eine Länge von



Geschäftshaus des Deutschen Bauarbeiterverbandes. In Hamburg ist in diesen Tagen ein imposanter Bau fertiggestellt worden, der so recht die Stärke einer der größten gewerkschaftlichen Organisationen Deutschlands, der Bauarbeiter, veranschaulicht. Das Bauwerk, in dem u. a. die Büroräume der beteiligten Organisation, sowie die Redaktion des „Grundstein“ untergebracht sind, ist in eigener Regie gebaut; es ist in rotem Ziegel aufgeführt, die Fugen sind weiß verstrichen; diese Technik im Verein mit einer stolzen Vertikal-Architektur macht das Haus auch für solche Beurteiler interessant, denen der Zweck des Gebäudes gleichgültig ist.

sich vollziehen kann, müssen Hefepilze oder, wie kürzlich entdeckt wurde, muß der in diesen Pilzen enthaltene, durch starke Pressung zu erhaltende Preßsaft vorhanden sein, aber die Pilze oder der Saft tun gar nichts, sie verbinden sich mit keinem der vorhandenen chemischen Körper, man weiß eben nicht, inwiefern sie mitwirken, aber sie wirken, scheinbar durch ihre bloße Anwesenheit. Die Nahrung, die wir zu uns nehmen, könnte nicht verdaut werden, wenn nicht an sehr vielen Stellen des Darmes sehr viele verschiedenartige Enzyme vorhanden wären, die in Untätigkeit verharren, aber in ihrer Untätigkeit dennoch wirksam sind. Auch viele andere Lebensprozesse in unserem Körper bedürfen der rätselhaften Enzyme. So wirkt nun auch das Quecksilber bei unserem Versuche, in dem wir Tonerde entstehen lassen. Das Quecksilber verbindet sich weder mit der Säure, noch mit dem Aluminium, noch mit der Luft, es verändert sich überhaupt nicht, aber nur, wenn es auf dem Aluminium verrieben ist, hat das letztere die Fähigkeit erlangt, bei gewöhnlicher Stubentemperatur, ohne daß wir sonst eine chemische oder physikalische Einwirkung ausüben, den Sauerstoff aus der Atmosphäre an sich zu ziehen und sich mit ihm zu verbinden. Wir haben also, indem wir den Erdbestandteil in der amüsantesten Weise vor unseren Augen sich bilden lassen, nicht nur den schönen Anblick gehabt, wir haben nicht nur einen interessanten Stoff hergestellt, sondern haben auch einen der interessantesten, verwirkeltesten und völlig ungeklärten Vorgänge der Natur sich vollziehen gesehen. h. g.